

Kapitel 1



Martha und ihr Bruder waren erst vor wenigen Wochen in die Stadt gezogen. Sie hatte immer noch nicht ihre anfängliche Scheu vor dem permanenten Chaos verloren, dem Lärm und den vielen Menschen, die sie in der Menge von jeder Seite umringten. All das erschreckte sie, war sie doch nur die ruhige Existenz auf dem Land gewöhnt, wo jedes Haus von Äckern und Feldern umgeben war und alle Nachbarn sich kannten. Doch während sie sich lieber in ihrem Zimmer im Gasthaus versteckte (eine schäbige Unterkunft, mit Ungeziefer im Bett und dem permanenten Duft nach Kohl), in dem sie und George sich für die Anfangszeit einquartiert hatten, trieb sich ihr Bruder stundenlang draußen rum und erkundete die Gegend. Er liebte alles.

Ihr damaliges Haus in Oldham hatte er schon immer verabscheut, weil es »nach Armut stank«, wie er stets voller Inbrunst behauptete. Es war ein hässliches Wahrzeichen ihrer Armut, verknüpft mit zahlreichen Erinnerungen, die sie in London endlich vergessen wollten. Das Haus war baufällig und alt gewesen. Es fiel ihnen nicht schwer, Abschied zu nehmen, auch wenn sie einen Teil ihrer Geschichte damit für immer zurückließen.

Vor ihrer Abreise war Martha nochmals durch alle Zimmer

gegangen und hatte versucht, sich alles einzuprägen. Durch die offene Hintertür sah sie den Wald, die Tannen, die sanft im Wind wankten. Vater hatte ihr und George Angst gemacht, dass dort etwas auf sie lauerte. »Es wird euch holen, wenn ihr nicht acht-gebt«, sagte er, wenn er mal wieder zu viel getrunken hatte. Der Wald wurde zu einer Schreckensfigur ihrer Kindheit und jedes Mal, wenn Martha abends durch das Küchenfenster schaute, sah sie, wie die Tannen mit dünnen Armen nach ihr zu greifen versuchten. Sanft wiegten sie sich im Wind, während aus dem Innersten des Waldes seltsame Schreie ertönten. Jeden Abend lauschte Martha dem Surren des Waldes und ihre Furcht davor wechselte sich ab mit der eigentlichen Furcht vor ihrem Vater.

Aber das war jetzt vorbei. Ein neues Leben wartete da draußen auf sie. Ihr Vater war tot und sie hoffte inständig, dass es ein Leben danach gab, damit er es in der Hölle verbringen würde. Nachdem Martha die übrigen Zimmer ein letztes Mal inspiziert hatte, blieb sie in ihrem und Georges Zimmer stehen und musterte den kahlen Raum. Von der Tapete, die einst die Wände geziert hatte, war kaum noch etwas übrig. An manchen Stellen, an denen der Schimmel sie noch nicht zerfressen hatte, konnte man mit viel Mühe das Muster der blauen Geranien erkennen, die einst über die ganzen Wände wucherten. Die Fenster waren staubig und ließen das Sonnenlicht nur als graue Strahlen herein. Es gab keinen Stuhl im gesamten Haus, den die Mäuse noch nicht angenagt hatten, keinen, der noch gerade stehen konnte. Wenn es stark regnete, rieselte das Wasser gewöhnlich durch die Löcher im Dach.

Fast schon konnte sie sich jetzt sehen, auf die dünne Matratze gekauert mit nichts als einem löchrigen Laken um ihre Schultern, im Hintergrund das endlose Tappen des Regens, der auf dem Boden neben ihr sein Tänzchen führte. Sie hatte mehr grauenvolle Nächte in diesem Haus verbracht, als ihr lieb war. Der Schmutz war unerträglich gewesen, der Boden stets verdreckt und die klebrige Kruste, die sich mit der Zeit dort

bildete, konnte nur mit Mühe entfernt werden – eine Aufgabe, die ihre Mutter seit dem Verschwinden ihres Mannes völlig aufgegeben hatte.

In der ersten Woche, in der sie sich noch nicht hatten sicher sein können, ob ihr Vater wiederkommen würde oder nicht, gab ihre Mutter keinen Laut von sich und weigerte sich, auch nur einen Bissen in den Mund zu nehmen. Wenn Martha Wasser von dem Brunnen holte, spürte sie auf ihrer Wange die warmen Strahlen der Sonne. Sie blieb stehen und sah zu, wie die Bienen von einer Blüte zur nächsten summten, schwer von den Pollen, die sie mühsam gesammelt hatten.

Sie erinnerte sich an ein Gedicht, das sie in der Schule gelesen hatte, von Hirten, die das Wunder der Natur priesen und in völliger Muße lebten. Sie konnte sich nicht an die Worte erinnern, aber an die Bilder, die sie ausgelöst hatten. Die zwei Bauern, die unter schattigen Bäumen Flöte spielten, wähen ihre Schafe den Klee und die Blüten auf der Weide kosteten.

Als sie daran dachte, fiel es ihr schwer, zurück in das dunkle Haus zu gehen. Dort wartete nichts als Einsamkeit auf sie. Nur allzu schnell war sie wieder in den kühlen Zimmern und roch die abgestandene, trostlose Luft. Die völlige Gleichgültigkeit der Mutter ihren Kindern gegenüber war nichts Neues, aber dennoch schmerzte es Martha. Seit ihr Mann verschwunden war, schenkte sie ihren Kindern keinerlei Beachtung mehr.

Martha hatte die Hoffnung gehegt, dass sie jetzt, wo sie endlich von den Fesseln ihres Mannes befreit worden war, sie sich ihrer Familie entsinnen würde. Die Käfigtüren waren unvermittelt aufgerissen worden, doch, anstatt die neue Freiheit zu kosten, harnte sie aus, gelähmt vor der Angst, das Leben nun eigenständig leben zu müssen. Seit jeher kannte Martha sie nur als einen unterwürfigen Schatten ihres Vaters, eine Sklavin, die jede Beleidigung, jeden Schlag hinnahm, auch wenn sich sein Zorn gegen seine Kinder richtete. Martha war siebzehn, George fünfzehn. Hinter ihnen lagen viele Jahre voller Angst und Verletzungen.

Dennoch fühlte sich Martha verantwortlich für diese Familie, denn nur mit ihr wusste sie, wer sie war. Sie brauchte sie, um die Hoffnung auf Glück nicht aufzugeben. Doch wenn sie sah, wie die Tränen über das Gesicht ihrer Mutter strömten und diese schließlich ihr Gesicht hinter den rauen Handflächen verbarg, zerbrach auch sie. Dann sah sie auf einmal, wie alt und schwach ihre Mutter geworden war. Sie schien ohne ihren Mann binnen kurzer Zeit um Jahre gealtert zu sein. Die faltige Haut spannte sich spröde um die Knochen, jede Linie in ihrem Gesicht war hart und kantig und ihre Augen gerötet von den vielen Tränen. Und wie sehr weinte Martha dann selbst, wenn sie die Trauer der anderen sah und wusste, dass sie stark sein musste.

In dieser Zeit saß sie oft neben ihrer Mutter, nahm ihre warme feuchte Hand in ihre, und drückte sie, während sie das aufkommende Gefühl der Hilflosigkeit vergeblich unterdrücken wollte. Sie erlebte den Moment jedes Mal aufs Neue, wenn sich ihre Kehle zusammenzog und sie ihre Lippen aufeinanderpressen musste, um nicht laut loszuschreien. Sie besaß nicht die Kraft, sie alle zu befreien, allein war sie zu schwach. Wenn sie also leise auf ihre Mutter einsprach, so tat sie es auch meist für sich selbst. Aber die Worte hallten dumpf in ihren Ohren, sie ergaben keinen Sinn, und dann widerte sie sich selbst an. Denn wie konnte sie darauf hoffen, diese Frau trösten zu wollen, wenn sie nicht dasselbe empfand, empfinden *konnte*? Sie sagte das eine und glaubte das andere.

»Er wird wiederkommen«, flüsterte sie ihrer Mutter behutsam ins Ohr, während sie dachte: *Gut, dass er fort ist.* »Er würde dich nicht verlassen«, meinte sie aufmunternd, und wollte eigentlich sagen: *Er hat uns nie geliebt. Wir haben ihn verabscheut.*

Mit der Zeit waberte jedoch eine Leere in ihrem Kopf, die sie nicht zu bekämpfen wusste, und schließlich saß sie bloß schweigend neben der dünnen Gestalt, die immer weniger ihrer Mutter glich, weil ihr die Worte ausgegangen waren. Aber das hinderte sie nicht daran, genau zu verstehen, was ihre Mutter

durchmachte. Noch nie in ihrem Leben war ihre Mutter auf sich allein gestellt gewesen; sie wusste nichts vom Leben. Und all die Fragen, die in ihrem Kopf schwirren mussten. Woher sollte nun das Geld kommen? Und warum war ihr Mann fortgegangen? Warum kam er nicht wieder und erlöste sie von dieser Starre, die sie seit seinem Verschwinden befallen hatte? Und wahrscheinlich glaubte sie immer noch, dass er ohne den Alkohol ein besserer Mensch hätte sein können.

Ihre Mutter hatte kein einziges Mal in all den Jahren, als Martha und George aufwuchsen, an der Großartigkeit ihres Mannes gezweifelt. Für sie verkörperte er immer noch ein Sinnbild der Tugend, dem das tückische Schicksal den Weg zum Ruhm verwehrt hatte.

So völlig auf sich allein gestellt, ergriff Martha bald die Angst um ihre Existenz und lähmte sie. Sobald sie aufstand, flüsterte sie sich zu, dass alles besser werden würde, wenn sie nur den Willen hatte, fest daran zu glauben. Aber bald zerbröselte alle Zuversicht und ließ sie allein in der finsternen Dunkelheit ihrer Gedanken. Das Leben schien wie ein grausames Ungeheuer, das sie jedes Mal ohne Vorwarnung verschlang, wenn sie den Kopf arglos in eine andere Richtung wandte.

George blieb von alledem unberührt. Vielleicht, dachte Martha, als sie ihn heimlich aus den Augenwinkeln beobachtete, war er stärker, weil er ein Mann war. Er verspürte keinerlei Angst vor der Welt, und nachts lauschte sie seinem ruhigen, gleichmäßigen Atem, während vor ihren Augen beängstigende Bilder der Zukunft flackerten. George hatte nie viel von seinem Vater gehalten. Als er verschwand, waren seine einzigen Worte: »Zum Glück ist dieser Mistkerl fort«, und nach dem Frühstück machte er sich pfeifend zu seinen Freuden auf.

Martha bewunderte seine Haltung, denn er hatte Recht. Ihre Mutter trauerte nun um ihren Mann, als sei er ein Heiliger gewesen – und wie vieles war er gewesen, bloß nicht das! Ein böser und gemeiner Mensch, der niemanden liebt und jedem

geschadet hatte. Ein Trunkenbold, ein Nichtsnutz, der ihr Leben wie ein gieriger Wolf in Stücke gerissen hatte. Selbst jetzt schien er noch Macht über sie auszuüben, denn sie alle konnten sich erst von ihm lösen, wenn sie wussten, was mit ihm geschehen war.

Ihre Mutter hielt stets zu ihm, obwohl er eine Stellung nie länger als zwei Wochen innehatte, weil er sich entweder mit den anderen Männern prügelte oder weil man den Alkohol in seinem Atem roch. Ihre Mutter glaubte selbst noch an ihn, wenn er ausfällig wurde und sie schlug. Sie schien die harten Hiebe auf ihrer Wange nicht zu spüren, die hässliche Wunden hinterließen und sie wochenlang entstellten. Und es machte ihr nichts aus, wenn sie zu schwach war, um aufzustehen, weil ihre Beine von den vielen Tritten geschwollen waren. Denn, so war sie überzeugt, ihr Mann war bloß frustriert, weil niemand an ihn glaubte. Deswegen würde sie es tun, *sie* würde an ihn glauben und immer für ihn da sein. Er war ihr Leben und Martha wusste, dass sich das nie ändern würde.

Sie konnten sich glücklich schätzen, dass er selbst gegangen war, kurz nachdem George ihn eines Tages an der Gurgel packte und gegen die Wand drückte, bis er japsend nach Luft schnappte. Seine Füße baumelten hilflos in der Luft, seine Augen starrten panisch auf zu seinem Sohn. Er sah aus wie ein Schädel, an dem bloß noch Reste seiner roten Haut klebten, und Martha war sich damals sicher gewesen, dass George ihn umbringen würde. Ihr Bruder war stark und gesund, und er hob den zitternden alten Mann mühelos hoch. Während sie ihn fassungslos zuschaute, spürte sie unendlichen Stolz in sich aufwallen. Sie sah in dieser Szene bloß einen Akt der Gerechtigkeit, eine Rechnung, die schon lange fällig war und nun endlich beglichen wurde.

Es hatte nicht lange gedauert, aber die kurze Zeit schien Martha wie eine bedrückende Ewigkeit, in der sie dem heiseren Röcheln ihres Vaters lauschte. Er hatte Angst, das sah sie, er schwitzte und fluchte, während seine Hände hilflos nach

Georges Gesicht griffen. »Du widerliches Dreckstück«, zischte dieser, während sich seine Finger um den roten Hals schlossen.

Martha konnte sich nicht mehr erinnern, wie es zu dem Streit gekommen war. Überhaupt wusste sie kaum, was an diesem Tag geschehen war, zurück blieben lediglich verschwommene Bilder, die sich in ihrem Inneren mit einem vagen Gefühl der Angst mischten. Irgendwann nahm alles plötzlich ein Ende, als George schließlich seine Hand senkte und seinen Vater einfach fallen ließ. Er schien nicht einmal bemerkt zu haben, dass seine Mutter die ganze Zeit wie verrückt auf seinen Rücken eintrommelte, ihn weinend biss und an seinen Haaren zerrte. Und die ganze Zeit flehte sie ihn an, seinen Vater doch endlich loszulassen, aber George reagierte weder auf ihre Schläge noch auf ihre Worte.

Wenn Martha daran dachte, so stieg in ihr wieder die alte Wut auf, die in ihrem Rachen bitter und abgestanden schmeckte. Alles was zählte, was schon immer gezählt hatte, war dieser Mann, der sich nun hustend auf dem Boden wand wie eine zischende Schlange. George ging ohne ein weiteres Wort an ihm vorbei, aber als er zur Tür gelangte, drehte er sich ein letztes Mal um und sagte: »Hau ab, so lange du noch kannst.« Dann fiel die Tür stöhnend hinter ihm zu und er war weg. Martha starrte ihm eine Weile hinterher, ehe sie sich umdrehte.

Ihre Mutter kniete neben dem Verletzten. Als sie ihm helfen wollte, schlug er ihre Hand beiseite und rappelte sich mühsam auf. Er schwankte ein wenig, grunzte und verließ dann allein das Haus. Für einen Moment dachte Martha panisch, dass er George folgen würde, um es ihm heimzuzahlen, doch er stapfte in eine andere Richtung, wahrscheinlich in die nächste Gaststube, um seine zitternden Nerven zu beruhigen.

Er blieb die ganze Nacht fort, und auch wenn Martha das keineswegs beruhigte, so wusste sie doch, dass sie sich für ein paar Stunden keine Sorgen machen musste. In dieser Zeit lehnte sie mit verschränkten Armen am Fenster und starrte auf die

Dunkelheit hinter dem Glas, auf dem das verschwommene Spiegelbild ihrer Mutter flackerte. Sie kauerte hinter ihr auf einem Stuhl, ohne sich ein einziges Mal zu rühren. Martha ging schließlich zu Bett, ohne ein einziges Mal mit ihr gesprochen zu haben. Schlafen konnte sie allerdings nicht. George hatte ihr Mut gemacht, ihnen allen gezeigt, zu was er fähig war. Er war ein Mann geworden und besaß endlich die Kraft, sich aufzubäumen. Auch Martha wünschte sich sehnlichst, auch den Willen aufzubringen, diese elende Existenz, die sie führte, zu sprengen. Sie hätte alles darum gegeben, ihre Eltern hintergehen zu können, aber sie fürchtete sich noch zu sehr vor ihnen; die Erinnerung an die Schläge war noch zu frisch. All ihre Hoffnung lag nun bei George. Oh, wie froh war sie, dass er anders war als sie! Er würde nicht dieselben Fehler begehen wie sie, er war frei von ihren Skrupeln.

Ihr Vater kehrte mitten in der Nacht zurück, und Martha konnte ihn hören, wie er grölend ins Bett stolperte und sich von seiner Frau zudecken ließ. Seine wirren Worte hallten in ihren Ohren, aber sie zwang sich, an etwas anderes zu denken. Seine Beschimpfungen konnten ihr Inneres nicht vergiften. Stattdessen blickte sie auf die Schatten, die fiebrig an den Wänden tanzten. Der unerträgliche Gestank von Alkohol waberte zu ihr herüber und schien sich auf all ihre Poren zu legen.

Für einen Moment hatte sie das Gefühl, nicht mehr atmen zu können, und als sie schaudernd die Augen aufriss, erkannte sie eine schwarze Gestalt über sich stehen. Sie war wie erstarrt, wollte schreien, doch sie spürte ihr Gesicht kaum noch. Alles war schwer und taub. Hatte sie sich den Schatten eingebildet? Doch bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, versank sie in einen tiefen, bleiernen Schlaf, der all ihre Glieder ermattete.

Am nächsten Tag war ihr Vater verschwunden. Erst viel später begannen sie sich Sorgen zu machen, denn es war schon oft vorgekommen, dass ihr Vater, betrunken vom Vorabend, sich irgendwo hinlegte und einschlief. Manchmal war es ein

Feld, mehrere Meilen entfernt von ihrem Haus, manchmal eine schmutzige Grube am Straßenrand. Er kam zurück, wenn es ihm passte und meist ließ er seine schlechte Laune dann an den Kindern aus. Doch dieses Mal war auch George unauffindbar.

Martha erspähte ihn schließlich am fünften Tag durch das Küchenfenster und beobachtete, wie er sich langsam und mit gesenktem Kopf dem Haus näherte. Fast sah es so aus, als sei er aus dem Wald gekommen. Er sprach kein Wort mit ihnen, und zum Verschwinden seines Vaters äußerte er sich auch nicht. Martha umarmte ihn erleichtert und fragte ihn vorwurfsvoll, wo er gewesen war, doch er schwieg beharrlich. Sie wusste nicht, was sie denken sollte. Im Gegensatz zu ihrer Mutter glaubte sie (und wollte glauben), dass ihr Vater freiwillig gegangen war. Er musste begriffen haben, dass George nicht mehr lange zu bändigen war und dass die Schläge ihn nicht mehr ängstigten.

Ihr Vater hätte sich nicht mehr lange in seinem eigenen Haus behaupten können. Einmal fragte ihre Mutter George: »Hast du ihn umgebracht?« Und er antwortete lachend: »Bei Gott, ich wünschte es.« Daraufhin begann Mrs. Walker zu weinen. Martha wollte auf sie zugehen und sie trösten, aber als sie den Blick sah, den George ihr zuwarf, blieb sie stehen. Danach hielt er sich von ihnen fern. Er schaute Martha nicht einmal mehr in die Augen. Wenn sie morgens aufstand, war sein Bett bereits leer und er kam erst zurück, wenn es dunkel war. Vielleicht nahm er es ihr übel, zu ihrer Mutter zu halten.

Von ihren Nachbarn interessierte das Verschwinden ihres Vaters keinen. Manche boten ihnen Hilfe an und Martha begrub bald ihren Stolz und nahm dankend an. Daraufhin wurden sie mit Mitleid überschüttet. Eines Morgens stand Mr. Clemens mit einem riesigen Kuchen auf der Schwelle zu ihrer Tür. Er war ein Bauer, der auf der anderen Seite des Feldes hinter ihrem Haus lebte. Obwohl ein hoch gewachsener Mann, fiel einem seine Größe erst ins Auge, wenn er direkt vor einem stand.

Man konnte ihn nicht wirklich einen schönen Mann nennen.

Sein Kopf schien winzig, im Vergleich zum restlichen Körper, und statt imposant wirkte er eher bedauernswert, ein weicher Riese, der mit seiner Kraft nichts anzufangen wusste. Seine Schultern waren schwächlich, seine Finger lang und knochig wie die einer alten Frau. Und wenn er stand, so schien er sich ängstlich vor seinem Gegenüber zu ducken.

Die eingefallenen Wangen ließen ihn älter wirken, als er war und seine Augenbrauen glichen zwei Vogelnestern, so buschig und verworren waren sie. Auch seine Nase ließ ihn nicht anmutiger wirken – fast schon wie steinernes Gebirge wölbte sie sich aus seinem Gesicht, spitzte sich zu und endete kurz vor seinen erstaunlich sinnlichen, vollen Lippen. Jede Frau wäre bei diesem Mund vor Neid erblasst, doch Mr. Clemens hingegen entstellten sie wie ein rotes Brandmal, machten ihn noch zarter. Sich diesen Mann bei körperlicher Arbeit vorzustellen, schien eine wahnwitzige Idee, aber Mr. Clemens genoss im Dorf einen guten Ruf und bestellte sein Land mit dem meisten Gewinn.

Der Kuchen war an den Rändern schwarz und schien nicht besonders appetitlich. Dennoch lächelte Martha und öffnete Clemens die Tür, während dieser murmelte: »Es tut mir schrecklich leid, Martha.« Er bückte sich, um dem Türrahmen auszuweichen und stand für einen Augenblick zögernd im Raum. Martha drehte sich um und rief laut: »Oh Mutter, sieh doch nur, wer da ist!« Ihre Stimme klang fremd und schrill. Sie ging schnell an Clemens vorbei in die Küche.

»Er ist eigentlich von meiner Frau«, gab dieser errötend zu, während sein Blick langsam zu Mrs. Walker huschte, die auf einem Stuhl in der Nähe des Fensters saß und ihn keines Blickes würdigte. »Annie wäre auch gern gekommen«, beeilte er sich zu sagen, »aber das Baby ist krank ...« Er schwieg und blickte hilflos zu Martha, deren Wangen eine rote Färbung angenommen hatten. Sie konnte nicht umhin, die Küche auf einmal mit Clemens Augen zu sehen und sie schämte sich für das, was sie erblickte.

Sie hatte den ganzen Morgen damit verbracht, den Boden zu schrubben, aber es hatte nichts geholfen. Sie sah alles, wie er es sehen musste, all die hässliche Pracht, die jeden Winkel des Zimmers füllte. Sie sah den dunklen Schleier, der sich in den vielen Jahren auf jeden einzelnen Gegenstand gelegt hatte, einschließlich ihrer Mutter, die selbst irgendwie zu einem Möbelstück geworden war, das grau und monströs inmitten der Spinnweben hervorragte. Sie konnte die Verwahrlosung, die Einsamkeit riechen, die jedem Gast sofort um die Nase flatterte – ein Duft, an den sie sich seit ihrer Kindheit gewöhnt hatte, und den auch sie in die Welt hinaustrug.

Sie erkannte in diesem Augenblick, dass es immer so bleiben würde – der Schmutz, die Schande – das alles entstand nicht durch die Zeit, sondern aus ihr selbst heraus. In ihrem Schlaf spien sie alle (sie, George und ihre Mutter) den Hass, all die Enttäuschung, aus und der Schleim des Abschaums setzte sich an den Wänden fest, von wo er dann wucherte. »Will jemand ein Stück?«, fragte sie mit zitternder Stimme und suchte schon nach einem Messer, ehe jemand eine Antwort gab. Ihre Mutter schien durch die Frage aufzuwachen, zumindest blinzelte sie und schaute fragend zu Clemens hoch.

»Wie geht es Ihnen, meine Liebe?«, fragte der sanft und als sie den Blick nicht abwandte, legte er ihr vorsichtig seine Hand auf die Schulter. »Was müssen Sie gelitten haben, als Jack abgehauen ist«, meinte er mitleidsvoll. Sein Griff verstärkte sich, als er sah, wie sich Tränen in den Augen der alten Frau sammelten.

Martha versuchte, nicht hinzusehen und sich stattdessen auf das Messer zu konzentrieren, das sie aus einer Schublade geholt hatte. Aber das rostige Metall verlor vor ihren Augen seine Form und bald sah sie ein Meer von Messern vor sich und wusste nicht mehr, welches das ihre war. Tränen benetzten ihr Gesicht. Sie blinzelte mehrmals, doch sah immer noch nichts. Sie lockerte schließlich ihre Finger und hörte ein Scheppern. Sie versuchte sich am Tisch abzustützen und atmete tief ein.

»... aber Sie dürfen jetzt auf keinen Fall aufgeben«, hörte sie Clemens gerade sagen. »Sie müssen stark sein, für Ihre Kinder. Sie alle müssen sich jetzt gegenseitig stützen.« Er blickte Martha einen Moment in die Augen, dann streckte er langsam die Hand aus und griff nach dem Messer, um den Kuchen selbst zu schneiden. Etwas un gelenk setzte er die Spitze in die Mitte des Kuchens und die Klinge schnitt unnachgiebig durch den trockenen Teig.

Er nahm ein großes Stück und wollte es lächelnd Marthas Mutter reichen, aber diese schüttelte den Kopf. Seit ihr Vater verschwunden war, hatte Martha sie kaum essen sehen. Ab und zu knabberte sie an einer Scheibe Brot, doch nach nur wenigen Bissen warf sie es von sich und hielt mit aufgerissenen Augen die Hand vor den Mund, als wäre ihr gerade eingefallen, dass sie allein gelassen worden war.

Noch während Clemens ratlos auf die eingesunkene Gestalt vor ihm blickte, hörte Martha wie sich die Haustür öffnete und als sie den Kopf drehte, erkannte sie George. Sie hatte ihren Bruder seit mehreren Tagen nicht gesehen. Auch heute Morgen musste er wieder früh außer Haus gegangen sein, um niemandem von ihnen zu begegnen. Manchmal war sein Bett nicht einmal benutzt und wenn Martha die kratzigen Laken sah, dann schnürte sich ihr die Kehle zu und sie griff danach und drückte den rauen Stoff an ihre Brust.

George ertrug den Anblick ihrer Mutter nicht, während sich diese wiederum weigerte, mit ihrem Sohn zu sprechen. Wenn sie ihn sah, beschimpfte sie ihn oder fing an zu kreischen und Martha hatte dann alle Mühe, sie zu besänftigen. George verharrte einen Moment an der Tür, dann ging er in die Mitte des Raumes, auf den Tisch mit dem Kuchen zu, und griff nach dem Messer. Keiner wandte den Blick von seinen Fingern ab, als sie den Griff umfassten. Spannung war in der Luft. Erst als er es zum Mund führte, schienen alle aufzuschrecken und Clemens sprach von neuem.

Er sagte nichts zu George und redete bloß abermals auf Mrs. Walker ein: »Sie müssen jetzt fest an sich glauben. Sie können es schaffen!« George schaute ihm kauend zu, schwieg jedoch. Seine Mutter ließ zu, dass Clemens ihre Hand ergriff, aber als er weitersprach, begann sie vorsichtig hin und her zu schaukeln, bis er sie wieder losließ. Clemens drehte sich schließlich zu Martha um und fragte: »Weiß man überhaupt, warum er ...? Es macht doch keinen Sinn.«

Martha schüttelte müde den Kopf. »Es gab einen Streit zwischen ihm und«, sie warf einen kurzen Blick zu ihrem Bruder, »George. George hat ihn ... geschlagen.« Clemens Augen weiteten sich, ehe sein Blick zu George huschte. Dieser zwinkerte ihm zu, aber Martha sah seine angespannten Mundwinkel und seine geblähten Nasenflügel, die ab und zu flatterten. Sie verspürte das Verlangen, ihn zu berühren, aber sie hatte Angst, dass er sie abweisen würde. Sie wollte ihm zu verstehen geben, dass nichts davon seine Schuld war, dass sie auf seiner Seite war, aber sie konnte nicht. George würde bersten, wenn sie ihn berührte – er würde lichterloh brennen und sie alle verschlingen, er würde sie mit sich reißen in diesen Strudel aus Hass und Wut, der auf seiner glänzenden Stirn flimmerte. Sie spürte, dass er wütend war und wusste, dass der Sturm kommen würde.

Plötzlich hob Mrs. Walker den Kopf und deutete anklagend mit ihrem krummen Zeigefinger auf die Brust ihres Sohnes: »Und dafür wird er sich bei Jack entschuldigen müssen.« Marthas Blick huschte zu George, der auf einmal noch stiller dastand als zuvor. Er schüttelte seufzend den Kopf, dann stützte er beide Arme auf den Tisch und beugte sich zu seiner Mutter vor. »Sag das noch einmal«, flüsterte er, »und schau mich dabei an.« Er starrte sie an, aber sie schaute beharrlich auf eine Stelle am Boden, als ob sie ihren Sohn nicht gehört hätte.

»Mutter«, sagte Martha schließlich, »was redest du da für einen Unsinn. Er hat uns verlassen, er wird nicht wiederkommen.« Da hob die alte Frau den Kopf und warf ihr einen

herablassenden Blick zu. »Natürlich kommt er wieder, Martha. Jetzt ist er fort. Aber er kommt wieder.« Clemens stand eingeschüchtert neben dem Tisch; er versuchte zu lächeln, aber Martha spürte, dass er gehen wollte. Sie meinte hilflos: »Nein. Nein. Wir wissen nicht einmal, wo er ist.« Sie hoffte inständig, dass ihre Mutter schweigen würde, und so konzentrierte sie ihr ganzes Denken auf sie, auf die faltige Stirn der Frau, die umrahmt von den fettigen grauen Haaren, all das Licht des Raumes aufzusaugen schien. In der Stille rührte sich keiner.

George strich durch das Zimmer, schien wie ein Tiger um sie alle einen großen Halbkreis zu machen, aus dem sie nicht entkommen konnten. Ihre Mutter schluckte schließlich, während sie plötzlich die Hand nach Martha ausstreckte und diese lief dankbar darauf zu, auf den rettenden Anker, der ihr alle Peinlichkeit ersparen würde. Martha nahm die Hand mit all ihren Fingern und drückte sie an ihr Gesicht. »Es tut mir leid«, flüsterte sie, als sie ihre Fingerspitzen küsste. »Aber wir sind für dich da.«

Noch ehe sie es verhindern konnte, spürte sie, wie die Hilflosigkeit über sie hereinschwappte, als ihr bewusst wurde, dass sie niemanden hatte, der ihr dasselbe sagen würde. Es war naiv gewesen, zu glauben, dass es sie aufmuntern würde, wenn sie ihre Mutter tröstete. Es machte ihr nur bewusst, wie allein sie war, und auf was für eine entsetzliche Weise das Schicksal ihr Leben entstellt hatte.

»Aber ihr seid es doch, die ihn vertrieben habt!«, fauchte Mrs. Walker und riss ihre Hand los. »Niemand hat je an Jack geglaubt. Auch seine Eltern nicht! Seine Kindheit war grauenvoll. Nur ich war für ihn da.« Sie blickte auf Martha, die zu ihren Füßen kniete, ehe sie sagte: »Nicht einmal seine Kinder lieben ihn.«

Georges Schritte verstummten. Martha spürte Clemens' Unbehagen. Er war nicht hier, um ihnen wirklich zu helfen. Alles, was er ihnen geben konnte, waren freundliche Worte und ein Kuchen, aber niemand konnte von ihm verlangen, sich in

die Familie einzumischen. Sie konnte auf seinem Gesicht sehen, dass er nach Worten des Abschieds suchte, ohne unhöflich zu wirken. Und plötzlich musste sie an Pater Carlson und an dessen Beerdigung denken, bei der niemand gewusst hatte, wie er den anderen trösten sollte und alle bloß aus Neugier ihre schwarzen Kleider hervorgekramt hatten.

Der Pater war ein alter, gebrechlicher Mann gewesen, dem jeder einen ruhigen, friedlichen Tod prophezeite – eines Tages würde er seine Augen für immer schließen und nicht mehr aufwachen. Er hatte viel Gutes für die Gemeinde getan und auch wenn ihre Eltern nie auch nur einen Fuß in seine Kirche gesetzt hatten, kannte Martha ihn vom Sehen. Er hatte sie stets freundlich begrüßt und sie mochte, wie sein Gesicht sich beim Lächeln in Falten legte. Sein Tod war grauenvoll und für alle unerwartet.

Der Pater ging eines Abends kurz vor Weihnachten, als Schnee das ganze Dorf schon beinahe unter sich begraben hatte, außer Haus, um eine Familie zu besuchen, die gerade neu hinzugezogen war. Nachdem er sie willkommen geheißen hatte, blieb er für eine Tasse Tee und machte sich danach auf den Heimweg. Es war nicht spät, aber alle Wolken hatten sich schon unter eine dicke schwarze Decke verkrochen. Die Frau des Paters war keine besonders ängstliche Frau, aber als ihr Mann nach zwei Stunden immer noch nicht zu Hause war, schlug sie Alarm.

Manche hatten ihren Mann am Abend losgehen sehen, aber danach schien er wie vom Erdboden verschluckt. Viele erklärten sich bereit, bei der Suche nach ihm zu helfen, obwohl es mittlerweile tiefe Nacht war. Sie fanden ihn schließlich auf halber Strecke zu seinem Haus inmitten auf einem Feld nahe der Straße. Für den Pater konnte nichts mehr getan werden – man hatte mehrmals auf ihn eingestochen, und als man seinen leblosen Körper fand, fehlte seine Geldbörse. Auch seine Schuhe hatte man ihm genommen und jedes Mal, wenn Martha daran dachte, konnte sie nicht umhin, sich die Leiche auf dem ver-

eisten Feld vorzustellen und sah die gefrorenen Füße in den roten Wollsocken.

Die Übeltäter wurden nie gefasst, und so hing das Ereignis wie ein grauer Schleier über der Stadt, der sie alle nicht vergessen ließ. Martha nahm wie fast alle an der Beerdigung teil und konnte sich immer noch an die schmerzhaft verzogenen und peinlich berührten Gesichter erinnern, als die Frau des Paters weinend zusammenbrach und nach ihrem Mann rief. Niemand wusste, was zu tun war und keiner wollte direkt mit dem Schmerz in Berührung kommen. Und heute sah Martha all das in Clemens Gesicht, der die Peinlichkeit ihres Leids nicht ertrug.

Sollte er doch gehen! Sollte er alles vergessen! Sein Mitleid konnte ihr nicht helfen, und schien ihr nur noch mehr zu verdeutlichen, wie allein sie war. Der Raum flimmerte vor ihren Augen und als sie die warme, schwere Luft einatmete, blieb sie in ihrem Rachen kleben. »Immer hat er so hart für Respekt gearbeitet«, fuhr ihre Mutter fort. »Und nicht einmal in seinem eigenen Haus hat er ihn erhalten. Seine Kinder ...«, sie presste ihre Finger auf die Lippen und schluckte schwer, »... ihn geschlagen ...«

»Das Wichtigste ist«, meinte Clemens vage, »einander zu verzeihen.«

George fing an zu kichern und schüttelte fassungslos den Kopf. »Was für ein Blödsinn«, sagte er leise, dann erhob er sich und meinte zu seiner Mutter: »Er kommt nicht wieder. Warum sollte er? Was wartet denn hier auf ihn? Eine Frau, die ihn wie ein Kind behandelt. Ein Haus, das langsam in sich zusammenfällt. Kinder, die ihn hassen. Wir können froh sein, dass er weg ist.« Er drehte sich um und verließ das Zimmer. Wenig später hörte Martha die Tür ins Schloss fallen.

Alles, was er gesagt hatte, stimmte und Martha bewunderte ihn für den Mut, den er besaß. Sie hätte es nie gewagt, ihrer Mutter solche Dinge entgegenzuhalten, aus Angst, deren Zuneigung (so

gering sie auch sein mochte) gänzlich zu verlieren. Doch welchen Wert hatte seine Kühnheit, wenn er sich jedes Mal davonstahl und sie mit den Folgen seiner Worte allein ließ? Vielleicht war es seine Art, mit den Dingen umzugehen. Sie beide hatten sich ein Leben lang gegen die Gitterstäbe gepresst und ihrem Vater dabei zugesehen, wie er lauernd um sie herum schlich. Er war einfältig und stumpfsinnig gewesen – aber er hatte mit dem letzten Rest seines betäubten Geistes begriffen, dass er seinen Kindern unterlegen war und es immer sein würde. Und wie sehr hatte er sie dafür büßen lassen! Seine schmutzigen Haare und Finger, sein schlechter Atem und die dummen Worte, die niemand in Frage stellen durfte.

Martha erinnerte sich an all das Böse, das er ihnen angetan hatte – dass er sie nicht zur Schule schicken wollte, damit sie nichts lernen würde, das er nicht verstand, und ihre Mutter, die dies lächelnd als Zeichen seiner Zuneigung verstand. Und wie sehr hatte er sie geschlagen, als sie George das Lesen beibrachte – er war so wütend, dass er das Buch, das sie sich von ihrem Lehrer ausgeliehen hatte, ins Feuer warf und als sie panisch versuchte, das Buch vor den Flammen zu retten, gab er ihr eine schallende Ohrfeige. Als er wutschnaubend das Haus verließ, wollte ihre Mutter sie in all die Gasthöfe schicken, in denen er normalerweise trank, um sich bei ihm zu entschuldigen, aber George zwang Martha, es nicht zu tun. »Wenn du das tust«, drohte er, »wirst du jeden Respekt vor dir selbst verlieren.«

Und vielleicht lag ihr Vater jetzt da, wo er hingehörte, in einem Straßengraben, oder vielleicht hatte er eine andere einfältige Frau gefunden ... vielleicht lag er aber auf der Lauer und beobachtete sie alle. Das war das, wovor sie sich am meisten fürchtete. Manchmal wachte sie schweißüberströmt auf, weil sie glaubte, er sei zurückgekommen. Dann dauerte es lange, bis sie wieder die Augen schließen konnte, während sie dem Wind gebannt lauschte und überzeugt war, die Tür würde sich jeden Augenblick knarzend öffnen.

Die Tage nach Clemens' Besuch zogen sich. Andere Nachbarn kamen und deren Mitleidsbeteuerungen waren ebenso schmerzvoll. Alle schienen nur ihr Gewissen zu beruhigen und als sie die seelische Verwahrlosung sahen, die sie in all den Zimmern umgab, ergriffen sie lächelnd die Flucht. Martha hatte nicht gewusst, dass ihr Leid sie so entstellte, dass es andere Menschen abstieß. Hatten sie alle eine solche Furcht vor Menschlichkeit entwickelt, dass sie keine wahren Emotionen mehr ertrugen?

George schien all das nicht zu stören. Je länger ihr Vater verschwunden blieb, desto stärker wurde er. Er war wie ein Phönix, der die Asche von seinen Federn abwarf und dann langsam zum ersten Mal die Federn spreizte. Die finanzielle Lage verschlechterte sich rapide. Martha musste die wenigen Arbeiten, die sie früher übernommen hatte, aufgeben, um sich um ihre Mutter zu kümmern. Als sie schließlich nur noch wenige Münzen hatten, reichte George ihr wortlos das Geld, das er im letzten Sommer gespart hatte, als er für Clemens auf dem Feld gearbeitet hatte.

Martha war dankbar, und wollte es gut anzulegen, aber als sie mit ihm einen Tag später auf den Markt ging und die vielen Düfte und Gerüche, die bunten Farben und das eifrige Gedränge wahrnahm, ließ sie sich von George dazu hinreißen, ihre Vorsicht zu vergessen. Sie kauften Brot und Käse, Schinken und Früchte und George schwatzte einer alten Frau sogar eine Flasche Wein ab, die laut kicherte, als er sie daraufhin stürmisch auf die Wange küsste. Martha beobachtete alles mit einem verstohlenen Schmunzeln. Es amüsierte sie zu sehen, wie er seinen Charme und sein Aussehen hemmungslos ausnutzte, um das zu erhalten, was er wollte. Jeder verfiel ihm augenblicklich und keine Frau war vor ihm sicher.

Auch damals im Sommer hatte er es geschafft, Clemens' ältere Tochter zu verführen (wovon dieser natürlich nichts wusste), ein schrecklich langweiliges Geschöpf mit blasser Haut und krummen Zähnen, aber sie war schließlich so vernarrt in ihn,

dass sie ihm ihr ganzes Geld zusteckte und George nahm es an, als ob es ihm zustand. Martha liebte ihren Bruder, weil sie in ihm all die Eigenschaften fand, die sie nie besessen hatte. Sie war weder mutig noch kühn und scheute sich davor, ihre eigenen Bedürfnisse denen anderer vorzuziehen. Es bereitete ihr die größte Schwierigkeit, jemandem einen Wunsch abzuschlagen und sie verschwendete wertvolle Zeit damit, zu überlegen, wie andere sich fühlten. Sie war die Erste, die an sich selbst zweifelte, George der Letzte.

»Du denkst zu viel nach, Martha«, warf er ihr einmal lachend vor. »Je mehr du denkst, desto schlimmer fühlst du dich.«

»Deswegen denkst du wohl nie«, erwiderte sie, aber in ihr zog sich in diesem Moment etwas schmerzhaft zusammen. Was niemand verstand, war, dass sie es sich nicht ausgesucht hatte, schwach zu sein.

Kapitel 2



Eines Tages war der Brief einfach da gewesen. Das cremefarbene Kuvert hockte auf ihrem schmutzigen Küchentisch und starrte sie vorwurfsvoll an. Als ihre Mutter es sah, fing sie an, panisch zu wimmern und weigerte sich, den Umschlag zu öffnen. »Ich will nicht, Martha«, flüsterte sie, während ihre Augen weiterhin auf den Brief gerichtet waren.

Martha löste vorsichtig den Griff ihrer Hände und griff nach dem Kuvert. Für einen Augenblick hielt sie es an ihr Gesicht und schnupperte daran. Das Papier war dick und roch blumig. Trotz ihrer Angst spürte Martha eine brennende Neugier. »Was soll es denn schon sein?«, fragte sie sanft.

»Es ist schlimm, ich spüre es«, sagte ihre Mutter und begann, aufgeregt an ihren Nägeln zu kauen. »Eurem Vater ist etwas zugestoßen. Er ist verletzt. Er ist *tot!*« Dann auf einmal schrie sie: »Verbrenn ihn! Werf ihn ins Feuer!«

»Mach ihn schon auf«, sagte George, der an der Wand lehnte, weit weg von ihr. Als er ihr Zögern sah, schnaubte er verächtlich und griff mit einer schnellen Bewegung nach dem Brief. Ungeduldig riss er den Umschlag auf, der raschelnd zu Boden fiel, und hielt das Papier dicht vor sein Gesicht. Rasch

huschten seine Augen über die wenigen Zeilen und schließlich hob er den Kopf.

»Wer ...?«, fragte Martha, aber sie war zu aufgereggt, um den Satz zu beenden.

»Ein Anwalt aus Manchester«, sagte George nachdenklich. Sie starrten ihn erwartungsvoll an. »Er ist tot.« Ohne es zu merken, entglitt der Brief langsam seiner Hand und schwebte schaukelnd zu Boden.

George schaute Martha an, da war ihre Hand schon an ihre Lippen gezuckt, um das Lächeln zu verbergen, das sich in ihr Gesicht stahl. Er lachte laut, durch ihre Tränen sah sie ihn auf sie zukommen, beide Arme nach ihr ausgestreckt. Schluchzend taumelte sie auf ihn zu, und obwohl sie nichts sah, so spürte sie seinen warmen Körper und seine starken Hände, die sie schützend umklammerten. »Tot«, flüsterte sie und George nickte und presste seinen Kopf an ihre Stirn.

Etwas hinter ihnen krachte. Es war ein Bersten, das den ganzen Raum erfüllte und die Wände beben ließ. Als Martha den Blick hob, erblickte sie ihre Mutter in der Mitte des Raumes stehen. Die alte Frau zitterte am ganzen Leib. Sie schüttelte den Kopf, ihr Hals verkrampfte sich immer stärker. Hinter ihr lag der zerbrochene Stuhl, den sie gehört hatten.

»Nein«, brachte sie stockend hervor, »nein, nein, nein!« Sie begann zu weinen und streckte die Hände flehend nach Martha aus. Aber bevor diese sie ergreifen konnte, fasste sich ihre Mutter an den Kopf und begann, an ihren Haaren zu zerren. Immer lauter schrie sie: »Nein, nein, nein! Es ist nicht wahr! Es kann nicht wahr sein!« Ihr Gesicht war rot und nass von den Tränen, die unerlässlich strömten.

Ihr Blick fiel auf George und schon stürzte sie auf ihn zu. Sie fing an, auf ihn einzuschlagen, ihre schwachen Fäuste trommelten auf seine Brust ein. Martha konnte nichts tun, außer stumm zuzusehen. »Du Lügner«, zischte ihre Mutter, aber Georges Gesicht blieb ausdruckslos. Er schaute seine Mutter nicht an,

ertrug einfach die Fausthiebe. »Du elender Lügner! Es ist nicht wahr ...«

Als sie ihre Hände hob, um sein Gesicht zu kratzen, packte er sie und presste ihre dünnen Handgelenke zusammen, bis sie sich nicht mehr rühren konnte. Aber sie gab nicht auf, schüttelte sich, um seinem Griff zu entgehen, während sie ihn mit blinder Wut musterte. »Es ist nicht wahr ...« Martha sah die angespannten Züge ihres Bruders, seine zusammengekniffenen Brauen, die abwehrende Haltung, aber er sagte nichts, wehrte sich nicht. Nichts schien ihn wirklich zu berühren.

Ein einziges Mal hatte sie erlebt, dass er die Beherrschung verlor. Sie war damals in den Wald gegangen, damit sie nicht da war, wenn ihr Vater von seinem Saufgelage zurückkam. Im Wald dagegen war es anders; es war alles so voller Leben, so neu und vollkommen. Die Natur war frisch und unbefangen, und leuchtete ihr kraftvoll entgegen. Als sie plötzlich Schreie hörte, dachte sie zuerst, ein Tier sei in eine der Fallen der Wilderer getappt. Aber es war George.

Er stand mit einer Axt über einen Baumstumpf gebeugt und hackte mit seiner Axt wie ein Wilder auf das Holz ein, und schrie bei jedem Stoß, der sich tiefer in den Baum bohrte, wütend auf. Seine Haare hingen ihm vor den Augen, sein Gesicht war schweißgebadet. Sie wäre gern zu ihm getreten und hätte ihn umarmt, aber sie fürchtete, dass er sie in seinem Rausch schlagen könnte. Also schlich sie nach einer Weile wieder leise zurück.

Einmal hatte sie versucht, es George gleich zu tun. Ihr ganzer Geist war von dem Wunsch erfüllt, sich zu befreien, die Verzweiflung und Wut abzustreifen und davon zu fliegen. Sie stand inmitten ihres Zimmers und öffnete schon den Mund, um zu schreien, aber auf einmal fühlte sie sich lächerlich. Sie spürte die Blicke der Wände auf sich ruhen, ein unsichtbares Gewicht lastete schwer auf ihrer Zunge. Also hatte sie den Schrei hinuntergeschluckt und war wieder an ihre Arbeit gegangen.

»Da ist noch etwas«, sagte George jetzt und riss sie aus ihren

Gedanken. »Nein, nicht mehr!«, schrie ihre Mutter und hob die Hände abwehrend an ihre bebenden Lippen. Sie hatte noch nie so alt ausgesehen, so grau, so leblos. Sie erinnerte Martha an einen Totenschädel. Normalerweise hatte der Tod keinen Platz in ihren Gedanken, denn für sie bestand die Zukunft aus Möglichkeiten, aus Fragen; was sie tun würde, wen sie treffen würde. Doch manchmal starrte sie in den Abgrund, so wie jetzt, und dann bekam sie ein Gefühl für die Zeit – nur mit dem Tod wurde ihr klar, dass sie lebte.

Vor wenigen Wochen hatte sie mit George einen kleinen Jungen gesehen, der unter die Räder einer Droschke gekommen war und Martha musste schlucken und würgen, als sie den kleinen leblosen Körper sah. Wie grauenvoll hatte das Leben da zugeschlagen und sich ein Opfer gekrallt. Sie spürte nichts als Angst und sie weinte so sehr um den Kleinen, dass George sie wegzerren musste, so aufgelöst war sie. »Er ist jetzt woanders«, sagte man der Mutter des Jungen, die kreischend unter die Droschke gekrabbelt war und an dem kleinen Körper zog. Martha drehte sich um und schaute ihr mit offenem Mund hinterher, während George sie immer weiter wegführte. Damals war ihr alles ins Bewusstsein geströmt, ihr schlagendes Herz, ihre warme Haut, ihr Atem. Sie war noch hier, *sie* war noch am Leben. Sie hatte damals mehr als sonst gespürt, dass sie jederzeit sterben könnte. Allzu schnell vergaß man, dass man lebte und was das bedeutete.

Jetzt aber sah sie es wieder, erneut hatte sie den Abgrund erhascht. Sie verstand, dass ihr Vater tot und ihre Mutter krank war und dass sie lebte und es war gerecht.

George drückte Marthas Hand. »Er hatte Geld«, meinte er.

»Was meinst du damit, Geld? Welches Geld? Wie viel?«, fragte sie überrascht und bückte sich nach dem Brief, der am Boden lag, aber er hielt sie zurück.

»Eintausend Pfund«, flüsterte er und seine Augen funkelten wie die einer Katze.

»Woher sollte er ...«, fragte sie, aber er unterbrach sie.

»Das ist doch egal. Es gehört uns, Martha.«

Sie schaute zu ihrer Mutter, die zögernd ihren Blick erwiderte.

»Es gehört uns«, wiederholte George.

Martha schluckte. »Mutter, hörst du das? Eintausend Pfund!«, rief sie mit erstickter Stimme. Ihre Mutter starrte eine Weile verwirrt zu George.

»Ist es wahr?«, flüsterte sie und Martha nickte. »Es wird alles gut werden«, murmelte sie zuversichtlich. George stand hinter ihnen und schwieg, aber Martha streckte lachend eine Hand nach ihm aus und folgsam, wenn auch etwas unschlüssig, überquerte er den Raum, um die beiden Frauen mit seinen kräftigen Armen zu umfassen.

»George?«, fragte Mrs. Walker ängstlich und er nickte schließlich, doch sein Gesicht blieb angespannt.

»Ich bin doch hier«, sagte er kaum hörbar. »Ich bin immer hier.«

Martha spürte ihr Herz laut klopfen und eine Wärme stieg in ihren Kopf. Es war berauschend. In ihr steckte so viel Energie, dass sie tausend Dinge gleichzeitig tun wollte. Oft verteufelte man die eigene Gedankenlosigkeit, die einen daran gehindert hatte, den einen Augenblick voll auszukosten, oder ihn überhaupt als solchen zu erkennen. Aber jetzt gerade wusste sie, dass sie glücklich war, unfassbar glücklich und leicht.

Am nächsten Tag saßen sie zum ersten Mal seit langer Zeit alle zusammen am Küchentisch und aßen das, was sie noch übrig hatten. Während George in sein trockenes Brot biss, sagte er

nachdenklich: »Wir müssen uns ganz sicher sein, wenn wir entscheiden, was wir mit dem Geld machen wollen. Das ist eine so große Summe, es wäre eine Schande, es unüberlegt auszugeben. Also?«

»Ich will weg von hier«, sagte Martha und setzte die Tasse Tee an ihre Lippen. »Irgendwohin, wo man uns nicht kennt.«

Sie wandte sich zu ihrer Mutter. »Dir würde es auch gut tun, von hier wegzukommen. Was meinst du?«

Ihre Mutter blinzelte und starrte auf ihre knöchigen Hände. »Ich weiß nicht«, meinte sie vage. »Wenn du es für richtig hältst.«

»Wir gehen nicht, wenn du es nicht willst.« Aber ihre Mutter nickte bloß unentschlossen und blickte aus dem Fenster.

Wenige Tage kam der Anwalt aus Manchester. Er hatte ihnen einen kurzen Brief geschrieben, er wolle den Zehn-Uhr-Zug nehmen, um dann gegen Mittag bei ihnen zu sein. Es würde eine Weile dauern, denn ihr Haus lag außerhalb und man erreichte das Dorf bloß, indem man lief oder sich eine Kutsche nahm.

Martha stand an dem Morgen früh auf und begann, alles systematisch aufzuräumen, während die anderen noch schliefen. Als sie die Teller schrubbte, schaute sie nach draußen und sah das funkelnde Grün, das Licht, das auf der Wiese tanzte, die zirpenden Insekten. Sie fragte sich, ob sie wirklich die Kraft dazu besäße, alles hinter sich zu lassen, ihre ganze Geschichte einfach auszulöschen. Aber wenn sie an all das Vergangene dachte, spürte sie eine unendliche Müdigkeit. Sie besaß keine Kraft, einfach so weiterzumachen. Was sie hier um sich herum spürte, das war ein tickender Stillstand, die pure Stagnation.

Sie wollte etwas Neues sehen, sie wollte anders sein. Sie wollte vergessen, sie wollte sich ein eigenes Leben aufbauen. Sie wollte unbekannt sein, Fehler machen, in etwas eintauchen, das sie völlig verschlucken würde. Und sie sehnte sich nach Menschen, die sie nicht kannten, denen sie das erzählen konnte, was sie wollte. Nie wieder würde sie sich ihrer schämen müssen.

Als sie fertig war, trat sie vor das Haus und machte ein paar Schritte in Richtung des Waldes. Sie bückte sich und pflückte einige Blumen, aber bevor sie weiterging, schaute sie eine Weile stumm geradeaus, bis alles vor ihren Augen verschwamm. Dann seufzte sie und ging zurück. George war endlich aufgewacht und setzte sich gerade auf die Stufen vor

der Tür, wo er sich gähmend den Schlaf aus den Augen rieb. Sie stellte sich neben ihn, und er fragte: »Alles bereit für den Anwalt?«

Sie nickte und er meinte: »Gut.« Dann fragte er unvermittelt: »Bist du aufgeregt? Hast du Angst?«

Sie lachte und antwortete: »Ich *sterbe* vor Angst.«

Die Zeit verstrich sehr langsam. Martha versuchte, sich abzulenken, aber es gab nichts mehr zu tun und schließlich setzte sie sich an den Tisch. Dort stand die Vase mit den Blumen, die sie gepflückt hatte. Als der Mann über den wuchernden Rasen auf das Haus zukam, schob Martha den Vorhang mit ihrer Hand zurück und beobachtete ihn. Er war klein und dick. Seine Schenkel waren zu breit für seine elegante Hose und rieben beim Laufen aneinander; er hatte riesige Füße. Aber als sie sein ehrliches Gesicht sah, verlor sie etwas von ihrer Aufregung.

George stand neben ihr. »Willst du wirklich weg von hier?«, fragte er leise. Sie nickte. Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich hatte es nie für möglich gehalten, dass du den Mut aufbringst.« Dann warf er einen Blick hinter sich und senkte die Stimme. »Wie lange macht es Mutter noch? Ein Jahr? Mehr wird es wohl nicht sein. Ich dachte, du würdest ihr zuliebe dableiben wollen.«

Martha schwieg. Ihr Blick fiel wieder auf die Gestalt vor ihrem Haus, wo der Mann gerade sachte seinen Hut abnahm und klopfte. Sie trat einen Schritt zurück, atmete tief durch, dann öffnete sie ruckartig die Tür und lächelte. Und der Mann lächelte zurück.

Er sah besser mit seinem Hut aus. Martha sah seine Halbglatze, die sanft im Sonnenlicht

glänzte. Sein fleischiges Gesicht war faltenlos, sein Mund klein und spitz. »Sie sind Miss Walker?«, fragte er und verbeugte sich höflich. »Mr. Thronton.«

»Kommen Sie bitte herein«, meinte sie und er folgte ihr in die Küche. Als er seine Tasche vorsichtig auf den Boden stellte, warf er George rasch einen Blick zu, der ihn schweigend

beobachtete. Ihre Mutter stand an der Tür zu ihrem Zimmer und starrte ihn argwöhnisch an.

Der Mann nickte ihr freundlich zu. Als Martha an ihm vorbeiging und sich setzte, roch sie den Geruch der Stadt, den er mit sich gebracht hatte. Der Duft seines teuren Rasierwassers erfüllte den ganzen Raum, eine Mischung aus Holz und Minze.

»Wir sollten das schnell hinter uns bringen«, begann der Mann, als sich alle gesetzt hatten. »Ihr Vater kam vor ungefähr drei Monaten nach Manchester. Ihm ging sehr schnell das Geld aus und er hat sich auf ein paar Gauner eingelassen, die den Leuten von Scotland Yard wohl nicht unbekannt sind. Männer ohne jegliche Moral, die auf schnellen Gewinn aus waren. Sie kennen die Sorte? Der Yard ermittelt noch, aber ob je alles zu Tage treten wird, ist ungewiss. Mr. Walker war an mehreren Diebstählen beteiligt, vielleicht ist er auch für einen der Morde im Industrieviertel verantwortlich, ein Arbeiter in einer der Baumwollfabriken. Sie waren beide betrunken und der Streit geriet außer Kontrolle. Ich schockiere Sie hoffentlich nicht?«

Er schaute sie alle der Reihe nach an und lächelte verschmitzt. »Ich fürchte, als Anwalt überrascht einen mit der Zeit nur noch wenig. Ich sehe so viele Gauner, alle mit ihrer eigenen Geschichte, und manche von ihnen wirklich gerissen. Manchmal bewundere ich sie.« Er lachte. »Machen wir uns doch nichts vor, wäre Mr. Walker gefasst worden, hätte man ihm das Geld abgenommen und ihn gehängt. Aber Ihr Vater hat es schlau angestellt und sich einen Anwalt gesucht. Mich.«

Er machte eine leichte Verbeugung. »Wir haben das Geld so angelegt, dass niemand mehr nachvollziehen konnte, wo es denn genau herkam. Und so, nach seinem Tod, steht es Ihnen nun zu.« Er bückte sich und holte aus seiner Tasche einen kleinen Beutel hervor, der prall gefüllt war. Georges Augen weiteten sich. Er stieß einen anerkennenden Pfiff aus. Mr. Thornton legte das Geld behutsam auf den Tisch und fuhr fort. »Ich kann nicht sagen, inwiefern es erschüttern wird, wenn ich Ihnen sage, dass

Mr. Walker durch Mitwirken eines anderen aus dem Leben geschieden ist. Der Mann wurde allerdings gefasst und wird nächsten Sonntag hingerichtet.« Er schluckte und Martha sah seinen kleinen Adamsapfel springen. »Das ist alles. Haben Sie noch Fragen?«

»Ja«, sagte George und lehnte sich nach vorn. »Wenn es ihm doch so gut da oben ging, wie kommt's, dass er uns in all den Monaten keinen Penny geschickt hat?« Mr. Thornton blinzelte mehrmals und schaute dann betreten zu Boden. George schnaubte, aber als er Marthas Blick sah, sagte er nichts mehr.

Nachdem der Familie das Geld übergeben worden war, brachte Martha den Anwalt bis zur Tür. »Danke für Ihre Mühe«, sagte sie und hatte auf einmal das Bedürfnis zu weinen.

Falls Thornton die Tränen in ihren Augenwinkeln sah, sagte er nichts, sondern tätschelte bloß ihre Hand und lächelte. »Ich wünsche Ihnen viel Glück.« Und damit watschelte er davon.



Nichts stand ihnen mehr im Wege. Es war beschlossene Sache, sie würden alles hinter sich lassen und Martha war froh drum. Sie war mit allem zu vertraut. Sie kannte jeden Menschen, die meisten hatten sie aufwachsen gesehen. Schon seit Langem beschwerte sie sich über die beständige Eintönigkeit, über die engstirnige Mentalität ihrer Nachbarn, darüber, dass alles übersichtlich und von Mauern eingeschlossen war. Sie wollte nicht mehr Menschen wie Clemens gegenüberstehen, die über einen so kleinen Horizont verfügten. Was fielen sie ihr auf die Nerven mit ihren Kuchen und vagen Worten, die rein gar nichts aus-

sagten! Sie waren dumm und naiv, und (was noch schlimmer war) sie würden sich ihr ganzes Leben lang langweilen, ohne es zu wissen. In ihrer Welt war alles weich und formlos, alle Gefahren waren gebannt und nichts Unvorhergesehenes würde je geschehen. Das Leben, für das man sich entschieden hatte, minutiös geplant und in seine Schranken gewiesen, würde zäh vor sich hinfließen und keiner dieser Menschen würde je bemerken, dass sie den Traum eines anderen lebten. Die Liebe zur Sicherheit hatte ihre Existenz völlig verstümmelt und ihr jegliche Aufregung genommen.

Martha und George verschenkten die meisten Sachen, die sie nicht mehr benötigten und die zu schwer gewesen wären, um sie mitzunehmen. George entsorgte alles, was ihrem Vater gehört hatte, ohne dass es ihre Mutter bemerkte. Als Martha ihr Hab und Gut langsam dahinschwinden sah, musste sie erstaunt feststellen, dass es sie traurig stimmte. Das Leben schien ihr leer ohne irgendwelche Gegenstände, die ein Beweis für ihre vorherige Existenz waren. Sie besaß nichts, keine Erinnerungen, es war, als ob es sie nie gegeben hätte. Besitz hatte ihr von jeher wenig bedeutet, doch als sich das Haus immer mehr leerte, erkannte sie zum ersten Mal, dass all der Krimskrams, vergilbte Briefe und zerbrochene Vasen, ausgefranzte Kleider, verbogene Löffel, Kieselsteine in Herzform, Blumen, zwischen die Seiten eines Buchs gepresst, all das bedeutete etwas und konnte bezeugen, dass sie sich einmal in einer anderen, vergangenen Welt aufgehalten hatte.

Ein einziges Mal besuchte Martha Claire, die sie noch am ehesten als ihre Freundin bezeichnet hätte. Ein liebes, großes, harmloses Kind eigentlich, stets gut gelaunt und über jeden Tratsch informiert. Claire hatte im vergangenen Frühling geheiratet und dieses Bündnis war von allen begeistert aufgenommen worden, war es doch schon lange herbeigesehnt. Martin (ein blasser junger Mann mit rötlichem Flaum über der Lippe) machte Claire lange den Hof und diese zeigte Martha

oft aufgeregt die zahlreichen Geschenke, die ihr ihr Zukünftiger wieder zugesteckt hatte.

Martha konnte nicht umhin, eine Mischung aus Neid und leiser Verachtung zu verspüren. Sie konnte nicht nachvollziehen, wieso Claire es einfach so hinnahm, dass sie Martin heiraten sollte und sich sogar darüber freute. Sie kannten sich seit ihrer Kindheit, hatten miteinander gespielt und schließlich war diese fast schon geschwisterliche Bindung in ein eheliches Korsett gezwängt worden. Warum bäumte sich Claire nicht auf?, fragte sich Martha. Warum kämpfte sie nicht dafür, über ihr Leben eigenständig zu verfügen, anstatt den leichten Weg zu nehmen und anderen die Entscheidungen zu überlassen?

»Ich bewundere dich ungemein«, sagte Claire vor Marthas Abreise zu ihr. Sie saßen sich gegenüber in Claires Zimmer an dem niedrigen Kaffeetisch mit der weißen Spitzendecke und tranken Tee.

Martha verschluckte sich fast bei diesen Worten. »Ach ja?«, fragte sie etwas irritiert.

»Du bist so unabhängig«, beeilte sich Claire zu sagen, »so völlig frei von allem. Ich finde das großartig. Dir ist es egal, was die anderen denken.«

Martha wusste nichts zu erwidern, doch die andere fing kurz darauf wieder an, über Martin zu sprechen und die Hochzeit und wie sie das Kinderzimmer einrichten würde. Martha hörte zu, aber driftete schon bald ab in ihre eigenen Gedanken. Claires Worte beschäftigten sie. War das wirklich, wie sie auf andere wirkte? Aber sie war weder stark noch unabhängig. Sie war einsam und allein, und die Abneigung gegen all diese Menschen schützte sie nicht davor. Das Gefühl, anders zu sein, verließ sie nie. Es war ein schmerzhaftes, endgültiges Anderssein, das sie manchmal wie ein Brandmal entstellte. Es konnte sie inmitten der Straße befallen, auf dem Weg zum Markt oder im Gespräch mit jemand Fremden, und dann spürte sie die Blicke der anderen, die sich in ihren Rücken bohrten und sie

piesackten. Es war, als ob sie sagten: *Gib dir keine Mühe, du bist allein.*

In diesen Momenten musste sie sich beherrschen, um nicht zu weinen, um nicht sterben zu wollen. Alles schien auf einmal unabänderlich, das Schicksal hatte sie fest im Griff, sie würde scheitern und niemals glücklich sein. Sie war mit diesem Gefühl nicht allein. George vertraute ihr einmal an, dass er die meisten seiner Freunde nicht mochte und sie nur widerwillig ertrug. Aber ihm bereitete das keine Probleme, ja, vielleicht war er nicht zufrieden, aber allein war er nie, denn alle vergötterten ihn. Er verfügte über die wunderbare Gabe, sich anderen Menschen und deren Eigenarten anzupassen. Er konnte mit Bauern einen Witz reißen und mit ihnen lachen, genauso gut wie er es mit einem Magistrat der Stadt hätte tun können.

Martha war aber anders. Sie fühlte sich oft ungelenkt und tölpelhaft, wenn sie mit Menschen sprach. In ihr sträubte sich etwas, sich anzupassen, auch wenn das bedeutete, von anderen abgewiesen zu werden. Sie wollte nicht harmlos und nett sein, sie konnte keine Spielchen spielen. Sie wollte nicht so sein, wie andere sie gern gehabt hätten, wollte kein Gemisch aus Einflüssen werden, das gewöhnlich und uninteressant war. Sie konnte nichts sein außer sie selbst und manchmal war das vielleicht zu wenig oder zu viel. Sie hatte Prinzipien, und an diese klammerte sie sich eisern, denn ohne sie gab es *sie* nicht. Sie wusste, dass sie steif und kühl wirkte, aber sie könnte es sich selbst gegenüber nie verantworten, sich aufzugeben und wie alle anderen zu werden.

Die meisten jedoch hatten damit kein Problem. Alle schienen zu jemand anderem zu werden, je nach Laune und Gesprächspartner, und so konnte es geschehen, dass man innerhalb desselben Tages zigfache Persönlichkeiten verkörpert hatte. Erst am Abend schlüpfen sie dann alle in die alte Hülle und waren mit sich allein. George hatte Martha einmal mit ins Pub von Oldham geschleppt und dort sah sie selbst, wie sich manche

jungen Frauen schlagartig veränderten, in Anwesenheit eines Mannes, sie wurden lieb und einfältig, lachten laut, schienen sich königlich zu amüsieren und berührten andauernd ihr Gesicht.

Selbst wenn sie gewollt hätte, Martha hätte sich nie dermaßen verstellen können. Je freier die Menschen waren, desto mehr schienen sie sich an eine Norm anpassen zu wollen, je mehr sie taten, desto weniger schienen sie zu leben. Irgendwie war alles schrecklich oberflächlich geworden, es gab keine Ideen, keine Inspiration – was übrigblieb, waren bloße Replika und alles wurde schamlos kopiert.

Claire weinte beim Abschied bittere Tränen. »Warum musst du nur gehen?«

Martha rührte es, dass jemand so viel Kummer über ihr Fortgehen verspürte. »Ich werde dich vermissen«, sagte sie spontan, und in diesem Moment meinte sie es wirklich.

»Und *ich* dich erst!«, rief Claire aus. »Du kommst doch und besuchst mich? Vielleicht werde ich bald Kinder haben und dann wirst du sie alle sehen ...«

Martha lächelte. »Da bin ich mir sicher«, sagte sie und schluckte die kommenden Tränen hinunter.

Claire zupfte unterdessen an ihrem Kleid herum. »Ich werde jetzt nach meiner Heirat natürlich eine neue Garderobe brauchen. Meine ganzen Kleider sind so alt und hässlich, man fragt sich, wie sich irgendwer in mich verlieben konnte.« Sie seufzte theatralisch. »Wenn meine Mutter nur nicht so geizig wäre ...«, flüsterte sie.

Jeder im Dorf wusste, wie sehr Mrs. James knauserte, außer es ging um sie. Weder besonders schön noch besonders geistreich (in der Tat fiel einem aufmerksamen Zuhörer schnell auf, dass ihre Ausrufe immer zwischen demselben Vokabular variierten), aber sie wusste sich in Szene zu setzen, kleidete sich vorteilhaft und malte ihr Gesicht sorgfältig an. Obwohl sie inzwischen keine junge Frau mehr war, schien sie dennoch zeitlos.

»Ich passe noch in die Kleider, die ich als Mädchen trug«,

flötete sie immer stolz und drehte sich bei diesen Worten im Kreis. Sie achtete sehr darauf, was sie aß und gönnte sich bloß ab und zu etwas, um sich dann in sagenhaft enge Kleider zu zwängen. Mrs. James hatte viele Freunde und im Haus herrschte immer reger Betrieb. Freundinnen, die sich über die neusten Kleider in Samt unterhalten wollten, Nachbarn, die von Mrs. James' Kuchen kosten wollten, ja, selbst die Bekannten ihres Mannes kamen, um sich mit ihr zu unterhalten.

Wenn Martha Claire besuchte, war deren Mutter meist im Salon und lauschte einer der vielen Klatschgeschichten, die sie täglich zu hören bekam, doch sie war selten bei der Sache, und schien immer mit ganz anderen Dingen beschäftigt zu sein. Martha sah sie einmal das ganze Zimmer aufräumen, während einer ihrer Freunde voll Gram berichtete, wie seine Frau mit einem anderen durchgebrannt war.

»Dieses elende Jüngelchen hat mir meine Susan gestohlen«, heulte der Mann und tupfte sich die feuchten Augen. »Was mache ich denn jetzt nur ohne sie?« Hilflös starrte er Mrs. James an und die Pause veranlasste sie von ihrem Hausputz aufzuschauen.

»Wie schade«, meinte sie und hielt inne, konnte sich dann aber nicht beherrschen und zupfte an den weißen Vorhängen. »Aber mein Lieber, die Erde ist keine Scheibe und dreht sich, nicht wahr?« Das sagte sie immer.

Martha verstand nicht, wie so wenig Anteilnahme jemanden aufmuntern konnte, aber vielleicht war gerade dies die wundervolle Gabe von Claires Mutter: sie setzte sich mit keinem Problem ihrer Freunde je wirklich auseinander, machte es somit unbedeutend, und das Leid war für kurze Zeit vergessen. Zu ihrem Egoismus gesellte sich zudem ihr phänomenaler Geiz, der trotz reicher Eltern und einer Heirat, die mehr aus dem Wunsch nach finanzieller Absicherung als aus Liebe motiviert gewesen war, nie erlosch. Sie sparte bei jedem außer bei sich selbst.

Gab sie großzügig Geld aus, wenn es um ihre eigenen Belange ging, so waren ihr andere völlig gleichgültig. Die Zimmer der

Hausangestellten waren karg und an Tristesse nicht zu überbieten, mit grauen Wänden und schmutzigen Dielen. Es stank nach dicker Luft und eine schon fast erschreckende Unpersönlichkeit lag über ihnen. All diese Eigenschaften taten Mrs. James' Beliebtheit jedoch keinen Abriss.

Mr. James war das genaue Gegenteil, ein langweiliger, grauhaariger Mann mit Brille und einem viel zu weichen Gesicht. Sah man ihn, so konnte man sich nicht des Eindrucks erwehren, einen extrem müden Menschen vor sich stehen zu sehen. Er hatte seine Frau geliebt, vielleicht tat er es noch immer, aber ihm fehlte die Kraft, gegen sie aufzubegehren, und so endete jede Auseinandersetzung damit, dass sie ihren Willen bekam. Falten auf der Stirn und leere Augen, die in eine andere Welt zu schauen schienen, war nur der Anfang seines Verfalls. Was blieb, war ein langweiliger Mann mit einem hässlichen Hai-fischlächeln, das man fast nie sah.

Martha aber mochte ihn, denn er sprach stets ein paar Worte mit ihr, wenn sie kam. Einmal stand Martha an der Tür zum Salon und hörte Stimmen. »Hast du Karl gesagt, dass ich morgen die Kutsche brauche?«, fragte Mrs. James und ihre sonst so melodische Stimme klang zum ersten Mal schneidend.

»Ja«, antwortete die Stimme ihres Mannes und Martha hörte die Zeitung rascheln, als er die Seite umblätterte.

»Ich finde, wir brauchen einen neuen Teppich, findest du nicht auch? Einen Perser?«, fuhr sie fort und vor ihrem geistigen Auge sah Martha ihre nervös umhertastende Hand, die unruhig entlang der Möbel strich.

»Du weißt genau, was ich darüber denke. Wozu mich fragen?«

»Ich weiß nur, dass du nein gesagt hast«, meinte Mrs. James, »jedoch nicht, was du denkst. Wie denn auch, wenn du nie den Mund aufmachst?« Als ihr Mann nichts erwiderte, krachte etwas zu Boden und Mrs. James schrie: »Sprich mit mir, um Gottes willen!« Danach hörte Martha bloß einen rückenden

Stuhl und kurz darauf verließ Claires Vater schweigend das Zimmer. Martha huschte gerade noch rechtzeitig in das obere Stockwerk.

Das war also die Ehe der James'. Was für ein Leben, dachte Martha. Fast seine gesamte Existenz hatte dieser Mann mit jemandem verbracht, dem er nicht gewachsen war. Bald würde er völlig verschwinden, für immer in das Innerste seiner selbst weichen und nie wieder auftauchen. Vielleicht hatte die Szene nichts zu bedeuten, aber Martha hatte darin etwas erkannt, was den beiden, die es erlebten, stets verborgen bleiben würde.

Wer je gesagt hatte, dass das Glück zum Greifen nah lag, hatte gelogen, es gab kein Glück, nur die Gewohnheit, und dann, nach geraumer Zeit, die Resignation. Wie schlimm, sein Leben mit jemandem zu verbringen, der einen nicht verstand. Wie schlimm, sich nie zu offenbaren, weil man entweder zu erschöpft vom Leben war oder einfach nicht wusste, wie man das Vertrauen des anderen gewinnen konnte ... man konnte nichts ändern, man musste sich selbst genügen, denn die meisten würden einen enttäuschen.

Die Ehe der James' erinnerte Martha ein wenig an ihre eigene Familie. Selbst jetzt, nachdem ihr Vater tot war, änderte sich nichts an der Tatsache, dass die meisten Dinge unausgesprochen blieben. Niemand wusste wirklich, was in dem anderen vorging, wie er sich fühlte. Man schloss von sich auf andere und so gaukelten sie sich alle etwas vor. War George immer noch wütend, war er froh, dass sie aufbrachen? Sie konnte es nicht sagen und war zu ängstlich zu fragen. Was all die Jahre hinweg geschehen war, wurde immer noch wie ein Tabu behandelt und es würde sie letztendlich zerstören, da war sich Martha sicher. Schweigen war der Ursprung allen Übels, egal wie verlockend es schien.

Martha war in einem Alter, in dem manche schon Kinder gebären, ihr eigenes Haus hatten. Aber wie konnte man Kindern Geborgenheit, Ehrlichkeit, Vertrauen geben, wenn man es selbst

nie erlebt hatte? Wie konnte das irgendjemand schaffen? So viele Menschen brachten Kinder zur Welt und Martha hatte bei vielen gesehen, wie sie dieselben Fehler wie ihre Eltern begingen.

Eine Woche später bestiegen sie den Zug, der sie in den Süden bringen sollte. Martha und George betrachteten aufmerksam die vorbeiziehende Landschaft, die schon einen Vorgeschmack darauf gab, was sie erwartete. Das satte Grün verdeckte bald ein grauer Schleier, die Farben in der Umgebung verschwanden langsam. Sogar der Himmel schien blasser als sonst. Auch die Luft, die ungehindert durch die Scheibe strömte, roch anders. Es war ein aufregender Duft, eine Mischung aus Ruß und Dreck, aus Holz und Wachs. Martha atmete tief ein und sah zu George, dessen Gesicht an die Scheibe gepresst war. Seine Haare waren zerzaust, sein Mund war eine harte Linie. Sie lächelte. »Alles wird gut werden«, flüsterte sie sich selbst zu.